

---

# FORUM: Fortschritt

---

Iring Fetscher:

Fortschritt — wohin? Wachstum — wozu?

---

Prof. Dr. Iring Fetscher, geb. 1922 in Marbach/Neckar, ist em. Professor für Politikwissenschaft an der Universität Frankfurt/M.

Vor zwanzig Jahren galt Wachstum generell als Fortschritt. Ich erinnere mich noch gut daran, wie Staaten mit der Anzahl ihrer Groß- und Millionenstädte für sich warben, wie die Höhe von Wolkenkratzern als Symbol des Fortschritts gepriesen wurde, und selbst das Bevölkerungswachstum galt als Anzeichen einer guten Regierung. Das alles liegt weit hinter uns. Bevölkerungswachstum in der Dritten Welt, Riesenstädte - wie Mexiko-City und Sao Paulo - machen uns Angst, Verkehrsdichte schlägt um in Verkehrsstau, Konzentration von Industrieanlagen wirkt sich auf die Umwelt verheerend aus, kurz - Wachstum hat aufgehört, ein Indiz für Fortschritt zu sein. Diese Besinnung war längst überfällig. In einer Diskussion mit Leninisten, die an einem linearen Konzept des historischen Fortschritts festhielten, fragte ich einmal, ob denn auch die Zunahme von Altersselbstmorden, von Aids-Erkrankungen, von Autounfällen, von seelischen Störungen als „Fortschritt“ angesehen werden könne, statistische Daten, die doch offenbar mit dem „Wachstum“ der Industrialisierung zusammenhängen. Wenn das aber - zu Recht - abgelehnt werde, müsse man doch offenbar über Kriterien verfügen, mit denen zwischen wünschenswertem und unerwünschtem Wachstum unterschieden werden könne. Nicht jeder Fortschritt sei also erwünscht. Für Anhänger einer Geschichtstheorie des einlinearen (wengleich dialektischen) Fortschritts war das offenbar ein schwieriges Problem. Noch boshafter hätte ich fragen können, ob denn etwa theoretisch der Schritt von Marx zu Lenin und Stalin ein „Fortschritt“ gewesen sei und nicht vielmehr ein theoretischer Verfall und die Voraussetzung für eine Perversion des Sozialismus?

Wenn wir zwischen wünschenswertem und unerwünschtem Wachstum unterscheiden wollen, müssen wir klare Vorstellung davon entwickeln, wie unser Leben in Zukunft aussehen soll, wie wir - wie die Mehrheit der Bevölkerung - zu leben wünscht. Eine bloße Befragung - durch ein Meinungsforschungsinstitut - würde aber kaum eine eindeutige und sinnvolle Antwort zeitigen. Die konkreten Wünsche der Menschen gehen kaum über den vorgegebenen Rahmen der „realen Möglichkeiten“ hinaus, aber dieser Rahmen selbst muß ja nicht unbedingt unveränderlich sein.

Auch wenn die „Grenzen des Wachstums“ theoretisch von (fast) allen anerkannt werden, richten sich doch noch die Wünsche vieler - vielleicht sogar einer großen Mehrheit - auf „mehr“. Dieser Wunsch nach Einkommenswachstum und Konsumsteigerung ist in einer Gesellschaft Ungleicher verständlich und erklärbar. Wer im alltäglichen Arbeitsleben und durch seine sozialen Kontakte sowie seine aktive Teilhabe an der Kultur unbefriedigt ist, und das

dürfte noch immer eine Mehrheit sein, der sucht wenigstens durch Konsum einen Ausgleich, eine gewisse Kompensation. Wer heute noch mit seinen Konsummöglichkeiten unzufrieden ist, weil er ringsum Menschen wahrnimmt, die „sich mehr leisten können“, der wird nach mehr Konsum, nach mehr Prestige-Konsum vor allem streben. In Gesellschaften, die die elementaren Bedürfnisse befriedigen, richten sich die Konsumwünsche - wie Fred Hirsch festgestellt hat - immer mehr auf sogenannte „positionelle Güter“, auf Waren und Dienstleistungen, die vor allem dadurch befriedigen, daß sie den Konsumenten „auszeichnen“, ihn aus der „grauen Masse“ herausheben. In dem Maße aber, wie Luxusgüter massenhaft angeboten werden, verlieren sie gerade diesen „Wert“. Der Wettlauf nach Prestige-Konsum ist daher notwendig immer wieder enttäuschend. Luxus ist nicht demokratisierbar. Die Fernreise, durch die sich der Angestellte aus seinem Milieu herauszuheben sucht, wird entwertet, wenn sie durch Massentourismus „jederman“ und „jederfrau“ erreichbar wird. Die eindrucksvolle Beschreibung dieses verzweifelten Wettlaufs nach „positionellen Gütern“ durch Fred Hirsch (in: „Die sozialen Grenzen des Wachstums“, 1980) hält aber kaum jemanden davon ab, auf diesem Weg „sein Glück“ zu suchen. Solange keine realeren, dauerhafteren und tieferen Formen der Bedürfnisbefriedigung verfügbar sind, wird immer wieder der Aus- und Umweg über den „Mehr-Konsum“ gesucht werden. Die Werbewirtschaft setzt mit großem Erfolg auf diese Tatsache. Sie manipuliert keineswegs den Konsumenten, sondern verspricht - auf ihre Weise - dessen unerfüllbare Wünsche zu erfüllen. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Frustrationen, auf deren Kompensation Werbung setzt, habe ich vor vielen Jahren an einem Plakat der Eastern Airlines in New York gesehen. Das Plakat zeigte ein Flugzeug, das hoch über einem winzig kleinen Männchen dahinzog und darunter stand zu lesen: „So klein ist ihr Boss, wenn sie mit Eastern Airlines in den Urlaub fliegen“. Die Ferienreise soll das reale soziale Abhängigkeits- und Unterlegenheitsverhältnis umkehren - wenigstens für ein paar Wochen oder Tage. Das Versprechen ist verführerisch, die Enttäuschung einprogrammiert, aber für die erneute Enttäuschung steht schon ein neues Warenangebot (etwa ein großer Gebrauchtwagen) bereit. Das Motto lautet nicht „Ich konsumiere, also bin ich“, sondern „Ich konsumiere mehr, also bin ich besser“. In amerikanischen Schulen gab es das Fach „training in consumership“, damit war vielleicht die kluge Auswahl unter dem betörend vielfältigen Konsumangebot gemeint, aber doch wohl auch die Bereitschaft, sich auf Konsum einzustellen und durch Konsum Befriedigung zu suchen.

Die soziale Entwicklung kam (und kommt) dem Mehrkonsum auch noch auf eine andere Weise entgegen. In den hochentwickelten Industriegesellschaften nimmt die Anzahl der Ein- und Zweipersonenhaushalte noch ständig zu. Die „swinging Singles“, die gutverdienenden Einzelpersonen, sind aber bei weitem die besten Konsumenten: Sie haben - mindestens - ein Auto pro Person, einen Kühlschrank, eine Geschirrspülmaschine, ein Fernsehgerät und so weiter, und sie nehmen mehr als Familien bezahlte Dienstleistungen in Anspruch: gehen häufiger Essen, beanspruchen Wäschereien und besuchen

kulturelle Veranstaltungen. Wohnviertel, in denen Einpersonenhaushalte überwiegen sind durchweg wirtschaftlich interessant.

Wenn es zutrifft daß die von mir beschriebenen sozialen und sozialpsychologischen Verhältnisse einer Abkehr von der Wachstumsorientierung im Wege stehen, dann müßten also - wenn nicht „Askese“ durch Zwang abgenötigt werden soll, was unserer Überzeugung vom Wert der individuellen Freiheit widerspricht - diese Verhältnisse selbst geändert werden. Doch seien zunächst noch einmal kurz die Gründe angeführt, die für eine Abkehr von der Konsum- und Wachstumsgesellschaft europäisch-nordamerikanischen Typs sprechen. Es sind Argumente der ökologischen Vernunft und der internationalen sozialen Gerechtigkeit.

Eine Anhebung auf das Konsumniveau Nordamerikas oder Westeuropas durch die übrigen Regionen der Erde würde zu einer totalen Umweltkatastrophe führen, ganz abgesehen davon, daß die Ressourcen der Welt dafür kaum ausreichen dürften. „Energiesklaven“ pro Arbeitskraft, Abfall pro Kopf der Bevölkerung, Umweltbelastung pro Haushalt - all das könnte einfach nicht verallgemeinert werden. Entwicklungshilfeversprechen unterstellen aber noch immer (oder doch oft genug), daß das möglich sei. Wenn wir den Kantschen „kategorischen Imperativ“ auf die Weltgesellschaft anwenden, können wir aber nicht gut für uns beanspruchen, was einfach ohne katastrophale Folgen nicht verallgemeinert werden kann. Einschränkung des Wachstums an solchen Konsumgütern, die nur ganz beschränkt vermehrbar sind und an Produktionen, die die Umwelt extrem belasten, ist daher ein Gebot der sozialen Gerechtigkeit und internationalen Solidarität. Wenn man darüber hinaus bedenkt, daß in großen Teilen der „Dritten Welt“ Hunger und Not herrschen, erhält der extrem hohe Wohlstand *eines Teils* der Bevölkerung der Industriestaaten ein zusätzliches moralisches Problem. Wenn aber das Wohlstandsgefälle zwischen Metropolen und Dritter Welt abgebaut werden soll, dann muß es auch innerhalb der Industriestaaten verringert werden. Die hohen Einkommens- und Eigentumsunterschiede in diesen Ländern haben ja - unter anderem - jenen Drang nach Mehreinkommen und Mehrkonsum im Gefolge. Die Einkommensdifferenzen erscheinen den Beziehern geringerer Einkommen so lange als erträglich als sie damit rechnen können (oder glauben rechnen zu können), daß sie selbst - demnächst - ebenfalls ein erheblich höheres Einkommen und damit höhere Konsummöglichkeiten haben werden. Für eine auf Wachstum programmierte und auf Wachstum angewiesene Wirtschaft war dieser Zusammenhang sogar höchst erwünscht. Wenn aber Wachstum nicht mehr - ohne Wenn und Aber - erwünscht ist, dann verlieren auch die Wachstumsanreize durch extrem hohe Einkommens- und Besitzunterschiede diesen Sinn.

Darf denn nun aber nichts mehr wachsen, muß alles schrumpfen? Natürlich nicht. Es gibt eine ganze Menge Gebrauchsgegenstände (oder Gebrauchswerte), die durchaus wachsen können, ohne daß damit anderen Möglichkeiten beschnitten würden und ohne daß die Natur zusätzliche Belastungen erführe.

Das gilt vor allem für solche Gebrauchsgegenstände, die wenig Material und wenig Energie beanspruchen - insbesondere für den „Konsum“ von Kunst, Wissenschaft, Sport (Breitensport). Kurz: für Bildung. In erster Linie handelt es sich dabei um solche Arten von „Konsum“, die mit vermehrter Eigenaktivität verbunden sind. Anleitungen zu verständnisvollem Umgang mit Kunst, zur Teilhabe an wissenschaftlicher Erkenntnis, zur sinnvollen sportlichen Tätigkeit sind auch „konsumierbare Dienstleistungen“, aber sie führen mehr und eindeutiger als andere Arten des Konsums zu eigener Aktivität. Zwar gibt es auch Formen des Massensports, die ökologische Schäden verursachen - zum Beispiel die Anlage von planierten Abfahrtshängen im Gebirge fürs Skilaufen - aber sie sind vermeidbar, ohne daß deshalb Sport eingeschränkt werden müßte. Künstlerische Fähigkeiten - sowohl passive zum vertieften Kunstgenuß als auch aktive zur Teilhabe an der „Kunstproduktion“, wissenschaftliche Fähigkeiten ebenfalls passive wie aktive und sportliche Betätigungen - das alles kann ohne Beeinträchtigung der sozialen Gerechtigkeit und der Umwelt „wachsen“. Ihr Wachstum würde aber zugleich dazu beitragen, das Bedürfnis nach umweltbelastenden Formen des Luxuskonsums zu verringern, weil „Konsum“, der mit eigener Aktivität verbunden ist, weit mehr und vor allem dauerhafter befriedigt als völlig passiver (zum Beispiel vor dem Fernsehgerät).

Letztlich hängt aber die Möglichkeit einer Abkehr von der Wachstumsgesellschaft davon ab, wie die *Arbeitswelt* organisiert ist. Wenn die *Qualität der Arbeit* durch die Möglichkeit, eigne Initiativen einzubringen und gute soziale Kontakte herzustellen, angehoben worden ist, verliert auch der Prestige- und Konsum einen erheblichen Teil seiner kompensatorischen Bedeutung. Darüber hinaus regt Arbeit, die Eigeninitiative ermöglicht, auch zu aktiver Nutzung der freien Zeit an, während abstumpfende, monotone Arbeit für die Freizeit oft nur noch die Fähigkeit zu passivem Konsum - von Fernsehfilmen, Alkohol oder dergleichen übrig läßt. Die total vernetzte „Informationsgesellschaft“ kann sowohl zu einer noch weitergehenden Passivierung der Menschen führen als auch - bei entsprechender aktiver Steuerung durch die Betroffenen - Chancen der aktiven Arbeitsgestaltung verbessern. Es gibt keine Fatalität der technischen Entwicklung, jedenfalls dann nicht, wenn die ökonomischen Zwänge durch bewußte, aktive, kreative Gestaltung der Betroffenen (mit Hilfe ihrer Organisationen) korrigiert werden.

Auf vielen Gebieten hat das industrielle Wachstum bereits sinnvolle Grenzen überschritten. Wir alle bezahlen das buchstäblich mit einer Verkürzung unserer Lebenserwartungen und mit einer (schwer meßbaren, aber deshalb nicht irrealen) Verminderung unserer Lebensqualität. Wenn man/frau nicht in unmittelbarer Stadtnähe Erholungsgebiete findet, sondern 50 Kilometer und mehr fahren muß, dann kostet das Zeit, zerstört abermals durch Straßenbau und Verkehrsdichte ruhige Wohngebiete und stellt doch - gemessen am Bruttosozialprodukt - einen „Fortschritt“ dar. Das Wachstum des Bruttosozialprodukts - Ökonomen wissen das seit langem, aber Politiker

verweisen noch immer stolz auf dieses - ist kein Gradmesser für eine Verbesserung der Lebensverhältnisse. Am drastischsten kann man das an Entwicklungen in der Dritten Welt studieren. Wenn tausend Kleinbauern, die ihre Familien selbst versorgten, durch zehn Plantagen ersetzt werden, auf denen ein Zehntel der ehemaligen Bauern als Lohnarbeiter beschäftigt sind, dann kann das betreffende Land eine gewaltige Steigerung des Bruttosozialprodukts registrieren, weil die Erzeugnisse dieser Plantagen auf den Markt kommen (und meist exportiert werden). Das Schicksal der 90 Prozent „freigesetzten“ bäuerlichen Bevölkerung hat sich aber keineswegs verbessert, sie ziehen als Slumbewohner in die gewaltig anschwellenden Städte. Was der Dritten Welt als Fortschritt angeboten wird, sah lange Zeit so ähnlich aus.

Zweihundert Jahre galt in Europa das Wirtschaftswachstum ohne jede nähere Qualifizierung als Inbegriff des „Fortschritts“. Dadurch ist heute — bei vielen - der Fortschritt selbst ins Gerede gekommen. Das muß aber nicht so sein. Es gilt lediglich, an die Stelle eines eindimensionalen, auf Wirtschaftswachstum ganz gleich welcher Art programmierten Fortschrittsbegriffs (auch Drogenkonsum, Tabakkonsum, vermehrter Bedarf an Unfallkrankenhäusern infolge von Autounfällen und so weiter stellt ja Wirtschaftswachstum dar) einen differenzierten Fortschrittsbegriff setzen. Fortschritt in Richtung auf Bildungshöhe, auf Fähigkeit zur Teilhabe an Kultur, auf Selbstbestimmung und demokratische Mitbestimmung und auf eine Qualität von Arbeit, die Initiative und Kreativität ermöglicht, ist dringend erwünscht. Solcher Fortschritt und solches qualitatives Wachstum macht aber zugleich das Streben nach Konsum „positioneller Güter“ überflüssig.

Es ging mir darum zu zeigen, wie Qualität von Arbeit, Befähigung zu aktiver Freizeitnutzung, Verringerung der Einkommensunterschiede und Verbesserung demokratischer Teilhaberrechte die notwendigen Voraussetzungen für eine Abkehr von der Wachstums- und Konsumgesellschaft sind. Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn es ohne Zwang, das heißt aber ohne Abbau von Demokratie, zur Akzeptanz einer Zivilisation kommen soll, die nicht mehr mit Konsumversprechungen die latente Unzufriedenheit eines großen Teils der Bevölkerung kompensieren muß.